

Walter Rupp SJ

Friedrich Spee von Langenfeld

Daß Friedrich Spee von Langenfeld, einer der bedeutendsten Männer des 17. Jahrhunderts, nie verehrt und kaum beachtet wurde, ja bis in unsere Zeit hinein weithin unbekannt geblieben ist, dafür gibt es manche Gründe: Die Historiker haben sich für ihn auffallend wenig interessiert. Die Literaturwissenschaftler haben ihn gern als den Vater der Schäferpoesie, als sentimental und naiven Verseschreiber abgetan. Die Gläubigen singen seit über 300 Jahren seine Kirchenlieder, ohne sich dafür zu interessieren, wer sie geschrieben hat. Die Jesuiten waren nie sehr darauf bedacht, sein Andenken zu pflegen; sie hätten sich dabei der Frage stellen müssen, warum sie ihn zu den letzten Ordensgelübden nicht zugelassen haben. Und die Kirche hat es vorgezogen – vielleicht aus Furcht, er könnte die Erinnerung an einen dunklen Abschnitt ihrer Geschichte wecken –, von ihm nicht zu reden. Spees Worte: „Ob ich schon storben bin: / Es werdens andre singen, / Wan ich schon bin dahin“ haben sich erfüllt. Während seine Verse noch lebendig sind, ist das Bild seiner Persönlichkeit verblaßt.

Alle Versuche, sein Andenken lebendig zu erhalten, wollten bisher nie so recht gelingen. Von der Mitte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war es nahezu erloschen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts haben Friedrich Schlegel und Clemens Brentano durch ihre Neubearbeitung seiner Werke die Erinnerung an ihn wieder wachgerufen, aber nur für kurze Zeit. Die Auffindung seines Grabes im Jahr 1980 hat seinen Namen wieder ins Gespräch gebracht. Im 350. Todesjahr wäre es endlich an der Zeit, daß Spee die Beachtung findet, die ihm so lange vorenthalten wurde.

Den Acker in Deutschland bestellen

Friedrich Spee von Langenfeld, Sproß einer alten adligen Familie, wurde am 25. Februar 1591 als Sohn eines Burgvogts in Kaiserswerth am Rhein geboren. Nach Abschluß seiner Gymnasialzeit bei den Kölner Jesuiten trat er 1610 in das Trierer Noviziat der Gesellschaft Jesu ein, zu einer Zeit, da der Orden auf nahezu 15 000 Mitglieder angewachsen war und an Nachwuchs keinen Mangel hatte. Das Motiv für seinen Ordenseintritt war der Wunsch, in die Missionen geschickt zu werden. Sein Gesuch an den Ordensgeneral wurde jedoch mit der Begründung abgelehnt: Von Deutschland dürften die notwendigen Arbeitskräfte nicht abgezogen werden. Die Ordensleitung sah es für dringlicher an, die deutschen Jesuiten in

ihrer von der Glaubensspaltung bedrohten Heimat einzusetzen. Sie forderte ihn auf: „Er möge seinen Fleiß verwenden, diesen Acker zu bestellen.“ Diese Entscheidung wurde, ohne daß das vorauszusehen war, für Spee und auch für Deutschland schicksalhaft. Er war dazu bestimmt, in einer Zeit zu wirken, die von vielen Plagen heimgesucht wurde: von Glaubenskriegen, von Hunger, von Seuchen und vom Hexenwahn. Sie forderten so viele Opfer, daß in manchen Gegenden ganze Dörfer ausgestorben waren.

Spee wurde zunächst als Professor für Moraltheologie eingesetzt und hatte somit die Aufgabe, seinen Hörern die ethischen Prinzipien des christlichen Glaubens darzulegen und in der Kasuistik Fälle zu analysieren, wie sie dem Beichtvater in der Beichte vorgelegt werden. Der Rektor des Paderborner Jesuitenkollegs, Pater Christian Lennep, war offensichtlich mit der Art, wie Spee manche Frage in seinen Vorlesungen behandelte, nicht einverstanden. Er beschwerte sich im Frühjahr 1630 in Rom, der Einfluß, den Spee auf die jungen Ordensangehörigen ausübe, sei nicht geeignet, die Hochachtung vor den Ordenskonstitutionen zu fördern. Der Grund zu dieser Klage war Spees Kritik an jenen Geistlichen, die „auf die unglücklichen Gefangenen einreden, sie drängen, bestürmen, quälen und ermahnen, ihre Schuld zu gestehen, so wie sie es auf der Folter vor Gericht getan hätten“; die sich zum Mittler zwischen einem Angeklagten und dem Richter machen und nicht Mittler zwischen einem Angeklagten und Gott sind. Anstößig war vor allem, daß er den Ordensoberen bei der Auswahl der Beichtväter Leichtfertigkeit vorwarf.

Was die Ablehnung der Hexenprozesse angeht, stand Spee innerhalb seines Ordens nicht allein. Er beruft sich des öfteren auf andere Moraltheologen, wie auf den Innsbrucker Pater Tanner. Außerdem besaßen die Jesuiten päpstliche Privilegien, daß sie für das Amt des Inquisitors nicht herangezogen werden durften. Die Tatsache aber, daß der General des Ordens, Goswin Nickel, noch 1656 mißbilligt, den Exorzismus auszuüben, und einschärft, „keine Stunde mit den Besessenen zu verbringen“, zeigt, daß sich mancher Jesuit in diese Sache doch eingelassen hatte und das Vorgehen der Gerichte unterstützte.

Sicher ist, daß auch Spee, wie das schon seine Lehrer taten, für seine Schüler in Köln einen Leitfaden der Moraltheologie verfaßte, der in langem Gebrauch erprobt war und leider nicht erhalten blieb. Das bestätigt einer seiner Schüler, Hermann Busenbaum, der bedeutendste Moraltheologe jener Zeit, mit seinem Eingeständnis: er habe in seiner „Medulla“, einem moraltheologischen Handbuch, viel von seinem Lehrer übernommen. Man merkt das auch dem Inhalt an. Ob man die Wahrheit sagen muß, wenn man zu Unrecht zu einer Aussage gezwungen wird; ob einer sündigt, wenn er, um den Nächsten zu schützen, zu den Häschern sagt, er habe ihn nicht versteckt, solche Fragen dürften der Beispielsammlung Spees entnommen sein.

Daß Spee trotz seines Lehrauftrags auch als Seelsorger tätig war, war nichts Außerordentliches. Es entsprach dem pastoralen Konzept des Ordens, auch

Professoren für die Unterweisung der Kinder und des einfachen Volkes einzusetzen. Da vor und vor allem während des 30jährigen Krieges die Seelsorge darniederlag, manche Pfarreien verwaist waren und der Seelsorgeklerus die Wichtigkeit des katechetischen Unterrichts nicht erkannte, übernahmen die Jesuiten diesen Dienst. Sie wollten durch Beseitigung der Unwissenheit den Aberglauben überwinden.

1628 wurde Spee beauftragt, bei der Rekatholisierung der Grafschaft Peine mitzuwirken. Die Formel „cuius regio, eius religio“ hatte die Untertanen vor die Wahl gestellt, entweder das Glaubensbekenntnis des Landesherrn anzunehmen oder das Gebiet unter Zurücklassung des gesamten Besitzes zu verlassen, und zum konfessionellen Frieden in keiner Weise beigetragen. Weil zudem die Jesuiten auf die Weisung ihres Ordensgründers, „sich bei der Bekämpfung der protestantischen Lehre jeder aufreizenden Polemik zu enthalten und dem Ketzertum mit Bescheidenheit zu begegnen“, nicht mehr so genau achteten, war die Erbitterung der Protestanten gegen sie gewachsen und zwischen den Konfessionen ein gereiztes Klima aufgekommen. Spee bekam die Folgen dieser Spannungen bald zu spüren: Bei Woltrop wurde ein Mordanschlag auf ihn verübt, dem er mit knapper Not entging, aber unter dessen Folgen er zeitlebens zu leiden hatte.

Lyriker zur größeren Ehre Gottes

Der junge Spee schrieb und dichtete schon während seiner Ausbildungszeit. Da seine unmittelbaren Vorgesetzten von seiner Schriftstellerei und seiner Dichtkunst nicht viel hielten und die erbetene Druckerlaubnis nicht geben wollten, schickte er seine Schriften an die Kurie des Ordensgenerals in Rom. Diesen Ausweg wählte Spee dann immer, wenn er bei der Einholung einer Druckerlaubnis oder bei Konflikten mit seinem Provinzial auf Widerstände stieß. 1628 läßt der Ordensgeneral Spee mitteilen, daß es ihm lieber gewesen wäre, „wenn er seinen Traktat dem Provinzial vorgelegt hätte“, macht jedoch das Zugeständnis, „nachdem die Schrift hierher gelangt sei, wolle er sie begutachten lassen“. Die Zensoren strichen zwar manche barocke Floskel, manchen gefühlsbetonten Ausdruck und rückten manches, was theologisch anfechtbar war, zurecht. Sonst aber waren ihre Korrekturen weiter nicht von Nutzen – vor allem hinsichtlich der Poesie. Oft setzten sie für die griffigeren und ausdrucksstärkeren die farblosen Formulierungen ein.

Seit dem Aufkommen des Humanismus war in Deutschland die Auffassung verbreitet, Wissenschaft und Poesie seien nur in lateinischer Sprache möglich. Dichtung war so eine Sache der Gelehrten. Sie bestand in dem Bemühen, die Versmaße der alten klassischen Dichter nachzuahmen. Spee brach mit diesem Vorurteil und beschritt einen neuen Weg. Er wollte den Beweis erbringen, „daß man auch in der deutschen Sprache recht gut poetisch reden und dichten könne“.

Als Jesuit von dem Gedanken erfüllt, zu suchen, was die größere Ehre Gottes ist, möchte Spee mit den 70 Liedern, die er dem „Gülden Tugendbuch“ beifügt, „alle Herzen der ganzen weiten Welt zugleich anzünden“ und „zum Lob Gottes antreiben“. Er möchte, daß „alle Kreaturen in lauter Saitenspiel verkehret werden und mit einhelligem Getön den Namen ihres Schöpfers fröhlich loben“. Der Leser soll mit einstimmen und von dem Schöpfer, von einem so tapferen Gott und Herrn reden, der – er gebraucht eine Formulierung, die der feministischen Theologie entlehnt zu sein scheint – mehr als ein „mütterliches Herz“ besitzt.

In seiner „Trutznachtigall“, einer Sammlung von 51 Liedern, möchte Spee mit den Nachtigallen um die Wette singen. Ein Naturbild bildet oft den Hintergrund der Szenerie: „Wann Morgenröt die Nacht ertödt mit ihren gülden Strahlen“, erwacht er froh zu Gott und ruft ihn an. „Wann abends uns die braune Nacht in Schatten schwarz verkleidet“, kommen düstere Gedanken über ihn. Sie zwingen ihn, an seine Sünden und an seine Vergänglichkeit zu denken. Er fordert die ganze Erde auf, in den vielstimmigen Wettgesang zum Lob des Schöpfers einzustimmen.

Der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz, sonst ein großer Bewunderer Spees, hatte über dessen dichterische Fähigkeiten keine gute Meinung. Er vertrat die Auffassung, es sei Spee nicht gelungen, eine neue geistliche Dichtkunst in deutscher Sprache heraufzuführen. Er hat damit an einem Vorurteil gezimmert, das immer wieder aufgegriffen wurde und lange nachgewirkt hat. Die Herausgeber der „Trutznachtigall“ waren da anderer Meinung. Sie stellten 1649, einige Jahre nach dem Tod des Autors, dieses Büchlein mit den Sätzen vor: „Trutznachtigall oder Geistlich-Poetisch Lustwäldlein, dergleichen noch nie zuvor in deutscher Sprache gesehen.“ Auch spätere Literaturkritiker heben bei Spee die Fähigkeit hervor, daß er wie kaum ein anderer Dichter Gedanken und Stimmungen einzufangen und in gefällige und wohlgesetzte Verse zu fassen versteht.

Hervorzuheben sind vor allem seine Kirchenlieder, die sich auszeichnen durch die Schönheit ihrer Form und durch ihren theologischen Gehalt. Nachdem der Gemeindegesang in deutscher Sprache bei den protestantischen Gemeinden so großen Anklang gefunden hatte, wollten auch die Katholiken nicht mehr länger zurückstehen, für ihre Gottesdienste deutsche Kirchenlieder zu verwenden. Die Kölner Jesuiten, die bereits 1607 ein kleines Gesangbuch veröffentlicht hatten und wiederholt auflegen ließen, brachten dann 1623 ein Liederbuch heraus, das neben bekannten etwa ein Drittel neuer Lieder enthielt, die durch ihre Eigenart und durch ihre einheitliche Gestalt auffielen. Da in den jesuitischen Gesangbüchern der Name des Verfassers nicht angegeben wurde, konnte nur aufgrund stilistischer Kriterien der Nachweis erbracht werden, daß rund 140 der zwischen 1620 und 1637 veröffentlichten anonymen Lieder Spee zugeschrieben werden müssen. Seine Lieder eignen sich für die verschiedenen Zeiten des Kirchenjahrs. Sie wurden bald in die Gesangbücher aller deutschen Diözesen aufgenommen.

Spees Kirchenlieder sind wie die alttestamentlichen Psalmen Lob- und Danke-

bete, oft ein Schreien aus der Not: „Wo bleibst du Trost der ganzen Welt, darauf die Welt all Hoffnung stellt?“, und oft biblische Meditationen. Spee weiß mit Phantasie und Realismus biblische Stoffe in die Bilder- und Erlebniswelt seiner Zeit zu übertragen. Er macht sie gegenwärtig. Er läßt den Gläubigen mit den Drei Königen auf die Reise gehen: „Berg auf, Berg ab durch Reif und Schnee, ... durch Meer und See.“ Er läßt ihn dabeisein, wie der Engel zu den Hirten sagt: „Kommt ohne Instrumente nit.“ Er nimmt ihn an den Ort mit, wo alle Kreatur mit dem Gottessohn leidet, in den Garten von Getsemani: „Kein Vogelsang noch Freudenklang man höret in den Lüften.“ Er zeigt ihm die verklärte Gestalt des Auferstandenen: „Der Leib ist klar, klar wie Kristall“; oder er läßt ihn an der Krippe sprechen: „Mein Herz will ich ihm schenken und alles, was ich hab.“

Die neueste Forschung stellt Spee als Erneuerer der deutschen Dichtkunst neben Opitz, sogar über ihn, ja sie nennt ihn den bedeutendsten katholischen Kirchenlierdichter des 17. Jahrhunderts. Eine Frage konnte sie jedoch nicht klären: Wer die Melodien zu seinen Liedern geschrieben hat, welche Melodien übernommen wurden und welche von ihm selbst sind. Wahrscheinlich ist, daß Spee – wie das zu seiner Zeit üblich war – an lateinische Strophenlieder oder an die Hymnenpoesie anknüpfte und, nach Art der geistlichen Kontrafaktur, zu Volksliedern oder weltlichen Weisen geistliche Texte dichtete.

Schriftsteller der Orthopraxie

Was Spee auch tat, als Dichter, Lehrer oder Schriftsteller, er wollte in erster Linie Seelsorger sein. Sein „Güldenes Tugendbuch“, das zu seinen Lebzeiten nur in Handschriften verbreitet war und erst nach seinem Tod gedruckt wurde, schrieb er in der Absicht, denen eine praktische Anleitung anzubieten, die sich um eine christliche Lebensgestaltung bemühen. Es handelt von dem inneren Kern des Christentums, von den „allerfürnehmsten“ Tugenden und zeigt, wie Spee die Menschen führte, welche Akzente er in seiner Glaubensunterweisung setzte. Leibniz lobt dieses Büchlein über alle Maßen und meint: „Gar göttlich scheint mir dieses Buch zu sein. Ich wüßte es gern in aller Christen Händen.“

Das „Güldene Tugendbuch“ ist in Dialogform angelegt. Ein Beichtvater unterweist seinen Schüler über die Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Spee lehrt darin Gebete zum Pendel- und zum Stundenschlag oder verschiedene Arten, das Vaterunser zu beten, und macht den Versuch, die „Historien der heiligen Schrift so schön und kurzweilig zu erzählen“. Er schlägt für die folgende Woche Übungen vor. Er fordert den Leser nicht selten auf, bei jedem Artikel des Glaubensbekenntnisses zu sagen: „Ja, ich glaube. Für diesen Glauben bin ich bereit, mein Leben hinzugeben.“ Er mutet ihm viel zu: Er soll die Sehnsucht nach dem Martyrium erwecken.

Von diesen hohen Forderungen und manchen zeitbedingten Ausdrucksformen abgesehen, ist dieses Buch jedoch bemerkenswert. Der Autor meint, „wenn man sich beim Spiel oder Kurzweil ergötzt oder während man sich in einer großen Gesellschaft befindet“, solle man daraus vorlesen. Er hält sich nie bei theologischen Spekulationen auf. Für ihn gibt es keinen Gegensatz zwischen dem Glauben und den Werken. In einer Zeit, die um die Rechtgläubigkeit die heftigsten Kontroversen führte, stellt er die Orthopraxie, das rechte Tun heraus. So legt er ein „schönes Register etlicher unterschiedlicher Werke vor, in deren Übung die frommen Seelen sich ergetzen sollen“. Immer geht es ihm um die Verwirklichung des christlichen Lebens, immer um die Werke der Liebe.

Aufklärer, Befreiungstheologe und Gesellschaftskritiker

Spee forderte nicht nur zum Dienst an den Armen und vom Leid Geprüften auf. Er lebte als Ordensmann und Dichter auch nicht in einer heilen Welt, sondern linderte Not und ging selbst in die Gefängnisse. Als Beichtvater der Zauberer und Hexen hatte er in die Gerichtsverfahren dieser Hexenprozesse Einblick. Über seine Eindrücke schreibt er: „Unter Eid kann ich bezeugen, daß ich bis jetzt noch keine verurteilte Hexe zum Scheiterhaufen geleitet habe, von der ich unter Berücksichtigung aller Gesichtspunkte aus Überzeugung hätte sagen können, sie sei wirklich schuldig gewesen.“ Aus der Hoffnung heraus, damit den ungezählten Opfern wirklich zu helfen und die Öffentlichkeit zur Besinnung zu bringen, gab er eine Warnschrift heraus unter dem Titel: „Cautio criminalis seu de processibus contra sagas liber“, was frei übersetzt soviel bedeutet wie: „Gerichtlicher Vorbehalt“ oder „Vorsicht im Urteil“. Seine Einwände bringt er darin in 51 Dubia (Zweifeln) vor. Er klammert dabei die Frage aus, ob es Zauberer und Hexen gibt. Er möchte vielmehr darlegen, daß man mit ihnen so nicht umgehen darf und daß man dieses Übel mit Foltern und Verbrennen nicht ausrotten kann. Medizinisch-psychiatrische Einwände sind ihm fremd. Er stützt sich ausschließlich auf rationale, naturrechtliche Argumente, mit denen er geschickt und logisch zwingend umzugehen versteht. Aus Vorsichtsgründen verschweigt er seinen Namen und spricht von sich, dem Autor, als einem „Incerto Theologo Orthodoxo“, einem ungenannten rechtgläubigen Theologen.

Die Argumente seiner Warnschrift machen deutlich, daß Spee nichts von der öffentlichen Meinung hält. Auch wenn jedermann versichert, es sei alles voller Hexen, so erlaubt er sich doch zu fragen: „Woher sie das denn wissen?“ Er legt den Theologen nahe, sich eine gesunde Skepsis anzueignen und nicht einfach auf Autoritätsbeweise zu vertrauen, ohne die Gegenargumente zu erwägen. Sie sollten sich herablassen, so rät er ihnen, die Gefängnisse aufzusuchen, „um mit bettelarmen Leuten zu sprechen oder den Klagen der Unglücklichen Gehör zu schenken“.

Er macht ihnen zum Vorwurf, sie brächten „die erstaunlichsten Albernheiten vor“, machten sich „fast jedes beliebige Märchen zu eigen, verzeichneten es in ihren Lehrbüchern und führten so alle Welt hinters Licht“; ja, sie wendeten „abergläubische Mittel an, damit es nicht den Anschein habe, daß sie gar nichts wüßten und könnten“.

In dieser Warnschrift tritt Spee für das Prinzip der Unschuldsvermutung ein: Die Gerichte haben in *dubio pro reo* (im Zweifel für den Angeklagten) zu entscheiden. Sie faßt die Rechte, die einem Angeklagten nicht vorenthalten werden dürfen, zusammen und verlangt, daß man ihm den besten Rechtsbeistand gewährt und den, den er zu haben wünscht; daß man ihn an seine Rechte erinnert und ihm bei seiner Verteidigung hilft; daß man ihm Schreibzeug bewilligt, ihm eine Abschrift seiner Anklage zustellt und ihm den Beichtvater zugesteht, den er selbst wählen möchte.

Spee greift in seiner „*Cautio*“ auch die Praxis der Gerichte an und wendet gegen ihre Folterpraxis ein: Es sei unerhört, daß ein Richter für das Verbrechen, das er noch nicht kennt und erst aufzuklären sucht, die Folter anwendet. Die Angeklagten kämen dadurch in einen Teufelskreis und in eine Ausweglosigkeit hinein. Sie würden unter dem Zwang der Folter unzählige Lügen über sich und andere aussprechen. Er stellt in Abrede, daß die Folter ein Mittel zur Wahrheitsfindung ist: „Die Folter bringt die Gefahr mit sich, daß die Schuldlosen die Zahl der Schuldigen vermehren helfen.“ Spee stellt die unbequeme Frage, ob sich nicht mancher um die Hexenprozesse bewerbe, weil dies ein einträgliches Geschäft sei. Er spricht offen die Vermutung aus, die Inquisition habe diese ganze Unzahl von Hexen erst mit ihrem unbesonnenen Foltern nach Deutschland hereingebracht. Er fügt dann die Bemerkung bei, gerade die Tätigkeit der Gerichte habe ihn dahin gebracht, zu zweifeln, ob es überhaupt Hexen gibt. Schließlich fordert er: „Es muß gänzlich mit der Hexeninquisition aufgehört werden; ein solches Verfahren ist immer ungerecht und rechtswidrig.“

Spee nimmt sich auch die Freiheit, den Fürsten Vorhaltungen zu machen: Während sie sich in den Geschäften ihrer Hofhaltung, des Vogelfangs, der Jagd nicht jeder eigenen Mühe entziehen, sind sie in wichtigen Dingen, wo es um Menschenleben geht, nachlässig und sorglos. „Kein deutscher Edelmann könnte es ertragen, daß man seinen Jagdhund so zerfleischte.“ Er rät den Fürsten davon ab, das Vermögen der Verurteilten einzuziehen, „denn schon jetzt heißt es überall im Volk, das schnellste und bequemste Mittel, reich zu werden, seien die Hexenverbrennungen“. Er hält ihnen die Weisungen des Evangeliums vor: „Wenn Gefahr droht, daß zugleich der Weizen mit ausgeraut werde, dann darf auch das Unkraut nicht vertilgt werden.“ Ja er wirft die Frage auf, wie es kommt, daß sich in Deutschland mehr Hexen finden als woanders, und bemerkt: „Jedenfalls sehen die Italiener und Spanier deutlich, welch unzählige Menge Unschuldiger sie hinrichten müßten, wenn sie die Deutschen nachahmen wollten. Darum lassen sie es mit Recht sein und überlassen das Geschäft, Hexen zu verbrennen, uns allein.“

Spee hatte es gewagt, gegen alte, über Jahrhunderte verbreitete Vorurteile anzugehen, und hatte außerdem ehrwürdige Stände angegriffen. Manche freuten sich, daß endlich einer aussprach, was sie selbst nicht auszusprechen wagten. Viele aber stellten sich gegen ihn und drängten auf Bestrafung. Spee muß sich rechtfertigen und beklagt sich 1630 bei seinem Ordensgeneral, daß er mitten im Schuljahr zu seiner nicht geringen Verdemütigung von der Professur der Moral entfernt worden sei. Bald darauf wird er im Ordenskatalog nur noch als Beichtvater in Paderborn geführt. 1631 darf er zwar mit Erlaubnis seines neuen Provinzials Nickel in Köln Kasusvorlesungen halten und eine eingeschränkte Lehrtätigkeit ausüben, aber nicht den Titel eines Professors führen.

Trotz dieser Maßnahmen resignierte Spee nicht. Während die Ordensleitung die Frage überlegte, ob man ihm nahelegen sollte, den Orden zu verlassen, nimmt Spee sich der durch die Kriegswirren in Not geratenen Menschen an, sammelt Geld und Kleider und pflegt Kranke und Verwundete. Als man dann in Rom einsehen mußte, daß die Bedenken gegen eine Zulassung zu den letzten Ordensgelübden nicht zu halten waren, hatte er sich schon den Todeskeim geholt. Er wurde am 7. August 1635, im Alter von nur 44 Jahren, in Trier plötzlich von einer Seuche dahingerafft. Ein Nachruf rühmt ihn im Stil seiner Zeit: „Obgleich er Ämter gehabt, die den ganzen Menschen in Anspruch genommen, hat er doch noch immer Zeit für die Seelsorge gefunden... Unermüdlich in der Arbeit, war ihm doch kein Haus und keine Hütte zu eng, kein Krankenzimmer zu ekelhaft, kein Kerker zu abschreckend, kein Schmutz und keine Pest haben seinen Eifer zurückhalten können.“

Das Wappen der Familie Spee von Langenfeld, ein roter Hahn auf weißem Grund, ist ein Sinnbild für Friedrich Spee. Er mochte „die Geister, die nicht alles für unbezweifelbar halten, was das gemeine Volk für wahr hält“. Er hat versucht, seine Zeitgenossen, die in einem Wahn gefangen waren, aufzuwecken. Er war ein Mann der Aufklärung.

Hap Grieshaber hat Spee auf einer Lithographie als Engel dargestellt, der die Dämonen abwehrt und die Verurteilten vor dem Scheiterhaufen schützt. Spee hat sich mit ganzer Kraft für die Befreiung der Verfolgten und Gefangenen eingesetzt, er war auch ein Theologe der Befreiung.

Spee selbst vergleicht sich gern mit einer Nachtigall; er wollte wie sie Tag für Tag das Lob Gottes singen. Manchmal nennt er sich einen bellenden Hund, dem es aufgegeben ist, vor drohenden Gefahren laut zu warnen. Er hat die ungerechten Zustände seiner Zeit furchtlos bloßgestellt und auf Veränderung hingewirkt. Er war ähnlich den alttestamentlichen Propheten ein Gesellschaftskritiker. Vor allem aber war er, was höchste Anerkennung verdient, ein vorbildlicher Christ, der die vordringlichste Aufgabe seines priesterlichen Dienstes darin sah, sich für die Geringsten seiner Brüder einzusetzen.